

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Band: 20 (1870)
Heft: 13

Artikel: Geschichte der rhäto-romanischen Literatur [Fortsetzung]
Autor: Rausch, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-895045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

V o l k s b l a t t .

(Bündn. Monatsblatt).

Schweizerische Zeitschrift für Volkswirthschaft und Volkskunde.

(XX. Jahrgang.)

Nr. 13.

Chur, 15. Juli.

1870.

Erscheint alle vierzehn Tage und kostet jährlich in Chur Fr. 2. — ; auswärts franco in der ganzen Schweiz Fr. 2. 50 Rp.

Redaktion: F. Gengel.

Inhaltsverzeichnis: 1) Geschichte der rhäto-romanischen Literatur. (Fortsetzung.)
2) Die Verbreitung des Maikäfers in Graubünden. (Fortsetzung.) 4) Gottfried Ludwig Theobald.

Da alle Aufmerksamkeit sich jetzt auf die Kriegseignisse concentrirt, glauben wir im Sinne unserer Leser zu handeln, wenn wir die nächste Nummer aussetzen und dafür die andernächste als Doppelnummer erscheinen lassen.
Red. des „Volksbl.“

IT Geschichte der rhäto-romanischen Literatur

(Aus dem so betitelten neuen Werke von Dr. F. Kaufsch.)

(Fortsetzung.)

Seitdem die in ersten Drittel unseres Jahrhunderts aufblühenden großen deutschen Sprachforscher, wie Humboldt, Schlegel, Grimm, Bopp, auch den romanischen Sprachen eine weniggleich nur compendiöse oder comparative Berücksichtigung schenkten, und Raynouard in seiner bekannten Grammaire comparée des langues de l'Europe latine den Grund zu einer speziellen wissenschaftlichen Behandlung jener Sprachengruppe gelegt hatte, waren größere Schritte auf diesem Gebiet ermöglicht. Lorenz Dieffenbach in seiner Dissertation „Ueber die jezigen romanischen Schriftsprachen“, die er gegenwärtig freilich allzu bescheiden als invita Minerva geschrieben bezeichnet, ließ uns zuerst freiere Blicke auf den Prachtbau jener verwandten Idiome werfen. Zur richtigen Würdigung seines Buches ist stets die Zeit zu erwägen, in der es erschien: die Errungenschaften, welche die Sprachkunde namentlich in Folge der sieggekrönten Durchforschung des Sanskrit wie des gesammten indogermanischen Sprachstammes der erstaunten Welt heutzutage vorführt, konnte man damals kaum anticipiren. So erklärt es sich, daß auch was er, auf Conradi gestützt, über das Rhäto-Romanische äußert, welches ihm nicht hatte entgehen können, von uns immerhin cum grano salis aufgefaßt werden muß und im Einzelnen der Berücksichtigung bedarf. Allein das Resultat seiner Beobachtungen war für die spätere Stellung der Sprache in der Wissenschaft von hoher Bedeutsamkeit: „Die Rhäto-Romanische Sprache als gleichberechtigte Schwester der Portug.,

Span., Provenz., Alt-Franz., Italien. und Dacoroman. ist der Aufmerksamkeit würdig. Ihr ganzer Laut zeigt die derbe, ungezierte, aber auch ungebildete Tochter einer schönen Mutter, dem rauher gewohnten Organe des Nordländers immer noch sauft erscheinend. Die gewaltige Natur ihrer Heimath spiegelt sich in den volltönigen Doppellauten, in der kräftigen, freilich auch harten Aussprache ab. Unvergessen bleibe in seinem Volke der ehrwürdige Conradi, der so viel für dessen Sprache that.“ (R S 42).

Ganz anders urtheilte anfänglich der unsterbliche Vorkämpfer der romanischen Sprachwissenschaft Friedrich Diez. Er führt das Churwelsche unter der Zahl der verwandten Idiome gar nicht auf und äußert (I. 71) im Gegensatz zu Diefenbach darüber: „Sie [diese Sprache] hat sich bis jetzt als Schriftsprache erhalten; allein ein so zufälliger Umstand darf dieser rohen, mit Neudeutsch seltsam gemischten Mundart nicht das Recht verschaffen, als unabhängige Schwester zwischen Provenzalisch und Italienisch dazustehen, womit ihr jedoch ihre Bedeutung für die Sprachgeschichte nicht abgesprochen werden soll.“ An einer andern Stelle (II. 238*) schließt er sie geradezu von der Reihe der „gebildeten“ Sprachen aus. Dagegen hat er die Eigenthümlichkeiten des Churwelschen meist in beiläufigen Bemerkungen mit größerem Glück als Diefenbach erörtert, insoweit sie ihm bei Conradi aufgefallen und für die vergleichende Grammatik von Interesse oder Wichtigkeit erschienen waren. Wiewohl also Diez dem Rhätischen im Verhältniß zu den umfassendsten übrigen romanischen Idiomen einen sehr niedrigen Rang verleiht, ja sogar (I. 130) das Dacoromanische, offenbar im Hinblick auf die Literatur beider Sprachen, dem Churwelschen bei weitem vorzieht — ob mit Recht oder Unrecht mag der Verfolg dieser Darlegung zur Beurtheilung anheimstellen —, so raunt er ihm nichtsdestoweniger einen Platz ein, der von der romanischen Sprachforschung keineswegs fernhin übersehen werden darf. — In der zweiten Aufgabe seines Meisterwerkes läßt er der Sprache noch höhere Gerechtigkeit widerfahren: ohne Zweifel angeregt durch das, was Fuchs und Carisch inzwischen geleistet, führt er sie zum ersten Mal in der Reihe sämtlicher romanischen Idiome auf und widmet ihr eine Behandlung, welche beweist, wie sehr sie nach ihrem wissenschaftlichen und allgemeinen Werth in seiner Achtung gestiegen. So ist die Sprache gleichsam wissenschaftlich mündig geworden, und es kann wohl fortan nicht mehr als ein undankbares und müßiges Geschäft betrachtet werden, speziell auf diesem nur scheinbar kleinen Felde weiter zu bauen.

Eine ähnliche Steigerung in der Werthschätzung des Rhäto-Romanischen zeigt sich bei August Fuchs, dem begeistertsten Verehrer des Altmeisters, einem der feinsten Kenner und Erforscher der romanischen Idiome. Im ersten Band seiner Beiträge gibt er (R Zw. 338) der rhäto-romanischen Sprache (wie er mit Diefenbach ungeachtet der Mißbilligung von Seiten Diez' das Churwelsche bezeichnet) eine „nicht viel höhere“ Bedeutung als einer bloßen Volksmundart, sowohl wegen ihres Gemisches wie auch um ihrer geringen Literatur willen; aber er unterzieht trotz der äußerst spärlichen Quellen, die ihm — ganz besonders dürftig für das Radinische — zu Gebote standen, die beiden Hauptdialekte derselben einer ethymologischen Behandlung, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt und nur selten einen Irrthum birgt. Gegenüber den zerstreuten, lediglich Merkwürdiges aus dem Fürselvischen Romonsch, der, wie erwähnt, Conradi einzig zu Grunde

liegt, aufzeigenden Notizen in der ersten Ausgabe von Diez' Grammatik hat Fuchs eine zusammenhängende Untersuchung der Gesamtsprache geliefert, welche diese nicht bloß als romanische nachweist und somit auf praktischem Wege die herrschenden Ansichten seit Planta rechtfertigt, sondern auch für die Herstellung eines auf den Systemen der Glottik begründeten Baues des Rhätischen die Bahn geebnet zu haben sich rühmen darf. In seinem reiferen Werke („Die roman. Sprachen in ihrem Verhältniß zum Lateinischen“) läßt er (R. Spr. 102) sodann das Churwelsche etwa als das Bindeglied zwischen der westlichen und (süd-) östlichen romanischen Sprachengruppe gelten und sichert ihm auf solche Weise eine selbstständige und bedeutungsvolle Stellung.

Seitens deutscher Gelehrten ist indessen nichts Weiteres für die Sprache geschehen, wenigstens was auf die Wissenschaft von irgend erheblichem Einflusse hätte sein können; noch auch bis jetzt das Irrige, welches vereinzelt in den früheren Arbeiten untergelaufen, durchweg berichtigt worden. Wenn wir von unbedeutenden Schriften und nebensächlichen Skizzen Deutscher über das Rhäto-Romanische absehen, so verdient höchstens noch Ludwig Steub Erwähnung, der den ethnologischen Streit über die Alpen-Etrusker auf das rhätische Idiom übertrug, und weiter als Planta, Hormayr, Koch u. A. gehend, die momentan freilich blendende Hypothese aufstellte („Die Urbewohner Rhätiens 2c.“ München 1843): jene Sprache sei die Mutter der Lateinischen oder mindestens älter als dieselbe, da die Urbewohner Rhätiens Etrusker und zwar hier Autochthonen gewesen: so daß Italien von Rhätien aus überhaupt erst bevölkert worden und vom Urrhätisch-Etruskischen — wovon auch das heutige Rhäto-Romanische unmittelbar stamme — die italienischen Ursprachen (Tuscisch, Rasenisch 2c.) abzuleiten seien, aus welchen sich schließlich die zur Alleinherrschaft gelangende Redeweise Latiums entwickelt habe. Um seiner kühnen Behauptung den Schein einer durch gelehrte Begründung gerechtfertigten Annahme zu geben, versucht er, zahlreiche Ortsnamen Graubündens als etruskischen Stammes entsprossen hinzustellen, offenbar, um eine Vergleichung mit den von Ottfried Müller gesammelten Denkmalen des Altitalischen zu veranlassen. Allein angenommen, Steub's Verfahren habe bis zur Evidenz jene Ortsnamen als etruskisch nachgewiesen, so wären dadurch seine Ansichten doch nur in dem Falle der Wahrscheinlichkeit näher geführt, wenn es möglich sei, in den fraglichen Namen Wurzelformen höheren Alters zu eruiren, als in den Ueberbleibseln der italienischen Ursprachen erkannt werden könnten. Denn sonst bliebe gleichwohl unentschieden, ob die Etrusker zuerst von Rhätien nach Italien oder aber von Italien nach Rhätien eingewandert seien. Jedoch hat leider Steub die Wagschalen nicht einmal zu übereinstimmender Schwere gebracht, da sein ganzer Versuch wissenschaftlich als verunglückt bezeichnet werden muß. Schon Fuchs erkannte, wiewohl nur mittelbar, die Willkühr seines Vorgehens, und da sich weiter herausgestellt, daß Steub zweifellos romanisch-deutsche Namen zu etruskischen stempeln wollte, so muß die Gesamtmeinung Steub's für abenteuerlich gehalten werden, obschon keineswegs außer Acht zu lassen ist, daß seine Arbeit zu gediegeneren Forschungen anzuregen geeignet erscheint und wohl auch selbst Spuren richtiger Wege insonders für archäologisch-philologische Studien von überaus hohem Interesse in sich schließt.

Nicht minder bemerkenswerth, aber ebenso verfehlt in der Beweisführung war das kurz vorher laut gewordene Votum eines fremden Sprachforschers, der den keltischen Ursprung des Rhäto-Romanischen versichern zu können glaubte. Bruce-Whyte erklärt nämlich (Hist. des Lang. Rom. I. 226) diese Sprache geradezu für eine keltisch geprägte, die wir „zu Rathe ziehen mögen“ (consultions), um die einstige Ausdehnung der über Galliens Grenzen sich verbreitenden Kelten aufzeigen zu können. Er findet für seine Vermuthung, daß die Urbewohner Rhätians eingewanderte Altgallier (d. h. Kelten) gewesen, drei „hinreichende“ Beweisgründe: 1) das romanische Idiom (le romaunch), 2) die Nähe (!) der Schweiz (!) und 3) die provincielle Abhängigkeit der Schweiz vom alten Gallien. Was das Rhäto-Romanische betrifft, das ihm wahrscheinlich nur von Hörensagen bekannt geworden, so hält er dafür (I. 262), es habe ähnlich wie im Dacoromanischen mit der Zeit „eine völlige Sprachvermischung in demselben stattgefunden.“ Fuchs hat die Unzulänglichkeit des Bruce-Whyte'schen Werkes ausführlich dargelegt (vgl. R. Spr. 15), und namentlich dessen Ansichten über die Kelten, die Geschichte des Keltischen und den angeblichen Einfluß dieser Sprache auf verschiedene moderne Idiome zurückgewiesen. Demungeachtet bieten auch solche Hypothesen Stoff zum Nachdenken und mahnen vor Allem an sorgfältigere und tiefergehende Behandlung des Schurwelschen selbst, um damit jegliches vage Dafürhalten für immer abzuschneiden und klar zu machen, in wie weit alle jene Meinungen aus der Luft gegriffen waren oder ein gewisses nicht abzuläugnendes Recht der Existenz besitzen. (Schluß folgt.)

Die Verbreitung des Maikäfers in Graubünden.

(Aus den Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft.)

(Fortsetzung.)

Von Ilanz aufwärts findet man den Maikäfer noch bis hinter Dissentis, und nach Obersaxen hinauf, doch ist zunächst ein bestimmtes Flugjahr nicht zu erkennen, sowie ein massenhafteres Erscheinen des Insektes jedenfalls ungewöhnlich ist. Seiner sonnigen Lagr nach ist Waltensburg (3367') noch ziemlich damit bedacht; die Jahrgänge 1853 und 1857 werden als eigentliche Flugjahre angegeben. In Tross (2867') soll das Jahr 1867 (Bernerjahr) sehr käferreich gewesen sein. Während der Maikäfer in Medels-Platta (4600') fehlt, wird er für das gleichhohe Sedrun (4660') angegeben, wo er jedes Jahr in kleiner Anzahl bemerkt werde; so viele Käfer jedoch, wie 1868 hätte man nie gesehen, überhaupt sollen dieselben so ziemlich im ganzen Oberland erst seit 10—20 Jahren nach der Höhe zu vordrungen sein, und die Engerlinge sogar in den Maiensäßen (Kellers, Waltensburg) Schaden thun, was man früher niemals in dieser Weise bemerkt haben will. In Seth (4397') sollen hingegen immer, wenn auch nur wenige, Käfer gewesen sein, ebenso etwas tiefer in Andest (3380') u. s. w. In Klein und Panix (über 4000') kennt man sie nicht mehr.

III. Hinterrhein.

Das Gebiet von Bonaduz (2180') bis Thusis (2487') wird vom Maikäfer außerordentlich stark heimgesucht und zudem wird über dessen Zu-